

Die ewige Uhr

Von Max Jungnickel

Wenn wir durch den nachfolgenden Beitrag die fachliche und wirtschaftliche Linie der UHRMACHERKUNST einmal zugunsten eines unterhaltenden Aufsatzes verlassen, so tun wir das aus bestimmten Gründen. Es ist ganz gut, wenn der Uhrmacher auch einmal die Erzählungen kennenlernt, die sich mit der Uhr beschäftigen oder in denen ein Uhrmacher eine Rolle spielt. Es gibt davon mehr, als der Uhrmacher für gewöhnlich annimmt. Eigentlich sollte in seiner Bibliothek alles gesammelt sein, was mit seinem Beruf zusammenhängt, und dazu gehören auch diese unterhaltenden Schriften, angefangen von Wildenbruch: „Meister Balzer“, Walter Harlan: „Peter Henlein“, und Ebner von Eschenbach: „Lotti, die Uhrmaderin.“

Max Jungnickel hat für uns Uhrmacher ein schönes Märchen: „Die Uhrenherberge“, geschrieben, das nicht nur unterhaltsam und phantasiebeschwingt ist, sondern aus dem der Uhrmacher auch lernen kann, wie man über eine Uhr spricht oder sie sprechen läßt. Max Jungnickel liebt Uhren und hat in Tageszeitungen sehr häufig kleine Feuilletons geschrieben, die sich mit der Uhr oder dem Uhrmacher beschäftigen.

Veranlassung zu der nachfolgenden Erzählung „Die ewige Uhr“ war eine Notiz über die Konstruktion einer immer gehenden, also sich selbst aufziehenden Uhr. Aus seinem Fronterlebnis heraus hat er diese tief empfundene Erzählung geschrieben. Wir hoffen, daß sie unsern Lesern eine Feierstunde bereitet, und daß sie dadurch, wenn auch nur auf eine Stunde, herausgeführt werden aus dem ewigen Einerlei ihrer Werkstattumgebung.

Die Schrifteleitung.

Fahler Morgen . . . , Regenwind auf der Straße, die mit einem düsteren Geheimnis in den Horizont schleicht.

11. November 1918.

Fünf Soldaten. Zwei und zwei. Einen Schritt vor: der Leutnant. Ihre zerrissenen Mäntel flattern. Dumpfe, schwere Schritte. Jeder Schritt schleppt ein Schicksal mit . . . Schiefgetretene Stiefel. Kein Wort sprechen sie. Hin und wieder einen Fluch. Dann wieder Schweigen. Der Wind fährt wie ein scharfes Messer über ihre Rücken.

Kochgeschirre klappern und das Schanzzeug. Sie gehen und gehen. Vor ihnen dumpfes Wummern und Murren wie Widerhall der Weite. Seit einer Stunde gehen sie schon. Immer den Blick zur Erde gebeugt. Einfachstarke Menschen, zugehörig der Erde und den Steinen. Ausgelaugt von Regen, Sonne, Schnee und Wind.

Kommen von hinten, lagen einen Tag in Ruhe und dachten, es sollte eine Woche werden, hatten sich gewaschen und ausgestreckt. Da kam schon wieder der Befehl: „Nach vorn!“

Ein verwegener, verzweifelter Befehl riß sie hoch aus Schlaf und Traum: „Die Regimenter haben unter Hinweis auf ihre Waffenehre im Laufe des Mittags die Linie Balulny – Gadron Ferme und nordöstlich wiederzunehmen und dort zu sterben!“

Fluchend sprangen sie auf. Der Leutnant mit einem kalten Blick: „Los, ab dafür!“

Fünf Soldaten. Stoßtrupp 12. Fünf Soldaten nur noch. Einst waren es vierzig. Was heißt: einst. Was heißt überhaupt noch Zeit hier draußen. Vor vierzehn Tagen vierzig und heute fünf. Hier draußen hat die Zeit Geierschnäbel und hackt und frißt, zerfleischt und verscharrt.

Vom Regen und vom Wind wird das Brot bitter und sandig. Die Stiefel werden schwer, immer schwerer, als ob die Erde nach ihnen faßt und sich daran klammert.

Der Erste ein junger Leutnant aus Husum. Der Zweite ein Unteroffizier aus Nürnberg. Der Dritte ein Uhrmacher aus Köln. Der andere ein ostpreußischer Bauer, und der Fünfte ein Maurer aus Berlin.

Da, weit am Horizont: wie zornige Mücken ein paar Flugzeuge. Die Fünf sehen auf mit scharfen, zugreifenden Augen. Marschieren weiter.

Wie ein knatternder Strich, von einem Dämon hingezeichnet, jagt ein Motorradfahrer vorbei. Dreck spritzt im Bogen über sie hin. Sie sagen nichts.

Hinter einem Hügel, von Granaten angekräft, ein kleines, etwas troßiges, uraltes Haus. Fest, störrisch und nach einer eigenen Idee geschaffen. Mauern wie die Mauern einer Burg. Hauseingang ohne Tür. Darüber, tief in die Mauer eingelassen, ein Adler. Der Adler des mächtigsten deutschen Kaisers. An einem französischen Hause der Adler des traumgroßen, sagen-tiefen Stauffers.

Und hier liegt der Regimentsstab.

Der Leutnant sieht auf seine Armbanduhr: „Ihr kommt nach und wartet beim Stab auf mich!“ Und rennt voraus. Ein Gefreiter läuft ihm entgegen. Nun rennen sie beide.

Der Leutnant springt in das Kellergeschoß, stürzt zum Telephon, hält, eine Weile verpustend, den Hörer in der Hand,

hebt ihn ans Ohr und schreit hinein: „Mutter! – Mutter, ich lebe noch!“ – Gedämpfte Glut schlägt aus seinen Worten. Nun läßt er den Hörer los, geht schweigend im Telephonunterstand umher. Der ganze Mensch horcht nach innen. Ein Bild von weiter hat sich plötzlich schmerzhaft deutlich in sein Herz geprägt. Er setzt sich an den Tisch und zeichnet nachdenklich mit dem Zeigefinger im verschütteten Kaffee, springt dann auf, reißt den Hörer wieder an das Ohr, legt ihn aber gleich wieder zurück. –

Nun steht er mit abgewendetem Gesicht da, in seinen Zügen zuckt es verdächtig, er beißt sich die Lippen blutig und jagt ohne Gruß und Dank aus dem Unterstand hinaus.

Draußen liegen die vier im nassen Gras, erheben sich sofort. Es geht weiter. Die Straße wird jetzt eine Linie des Todes mit Löchern, Schutthaufen, mit Gemäuer, das einmal ein Haus war, darin nur der Wind jagt und Verstorbenes leise aufwimmert.

Die Straße bebzt unter ihren Stiefeln. Sie gehen hintereinander, langsam, vorsichtig. Ihre Blicke sind spähend, lauschend. Das Wummern wird deutlich. Nur der Leutnant geht immer noch wie versunken.

Seit acht Tagen wird er alle Morgen hier angeklingelt. Seine Mutter ruft an. Sie hat Telephonanschluß. Aber so einfach ist das nun auch wieder nicht. Da muß erst ein Bittgesuch gemacht werden an die oberste Stelle. Und das Bittgesuch muß begründet sein. Sein Vater ist gefallen. Vierzehn schon, und seine drei Brüder sind auch kaputt gegangen. Der dritte erst vor drei Wochen auf der Loretto-Höhe. Da hat die Mutter eben ein Bittgesuch an den Kaiser gemacht. Sie will anklingeln. Der Leutnant ist ihr letzter Sohn. Sie will anklingeln. Jeden Tag einmal. Bekommt sie Anschluß, gut. Bekommt sie keinen, schade.

Schöne Ecke von Husum bis hierher. Erst Generalkommando, dann Hauptquartier, dann Divisionsstab, dann Regiment.

Immer tückischer wird die Straße. Ihre Fallgruben werden tiefer. Wie ein Raubtier schleicht sie weiter, zerfetzte Wagen hinter sich lassend, abgenagte Pferdeknochen, verschlammte Uniformflecken, Drahtgeschlinge. – Und nun kriecht sie in die Erde, wird tiefer und tiefer, zerteilt sich, windet sich furchtsam, vorsichtig und endet im Glulofen des Krieges.

Dem Leutnant wird es auf einmal leicht zumute, wie immer, wenn er die Ungewißheit überwunden und den Weg der Tat beschritten hat. Er reißt sich den Mantel vom Leibe und läuft weiter. Es hagelt Eisen und Flammen.

Die Vier rennen, ducken sich, kriechen, haben das Gefühl, als hingen sie in den Krallen eines Raubvogels, der sie über einen schaurigen Abgrund trägt und sie jeden Augenblick fallen lassen wird. Sie stürzen in ein Loch von Unterstand, hauen sich hin, ausgepumpt, müde. Liegen stumm, schlingen das Brot in großen Bissen, machen Licht. Warten eine Weile. Als nichts kommt, setzen sie sich zurecht, fangen an zu reden, aber alles so sparsam, von langem Schweigen unterbrochen, als ob sie keinen Mut hätten, einen ganzen Satz anzufassen. Der Leutnant rennt oben geduckt weiter durch den Graben, sucht nach rechts, sucht nach links, sucht den Anschluß an die Kompanie.

Der Ostpreuße steht auf, geht vorgebeugt wie einer, der müde vom Mahen ist. Hat etwas entdeckt. – Eine einfache, weiße Bohne, ganz nahe am Eingang. Hebt sie auf, geht dicht ans flackernde Licht und belastet sie mit borkigen Fingern. – Nimmt sie in den Mund, stapft die Treppe hoch und drückt oben die Bohne in die Erde.

Als er wieder unten sitzt, ist er auf einmal wie losgelöst von allem. Der Berliner meint nur: „Wenn deine Bohne hochgeht, machen wir Erntefest.“ Der Ostpreuße nickt selbstvergessen: „Erde ist Erde. Und Bohne ist Bohne. Zu Hause habe ich mehr davon.“

Von oben ruft der Leutnant den Unteroffizier. Augenblicklich springt der aus dem Unterstand.

Der Kölner juckt sich und brummt: „Jedesmal, wenn mich eine Laus beißt, möchte ich sehen, wie mein Hemd aussieht.“

Draußen kracht es, als ob ein Bergsturz zusammenaumelt. Die Drei spritzen hoch. Ihre Augen sind auf einmal pfeilscharf aufgerissen.

Und nun lachen sie alle Drei, lachen, weil das Ding vorbeiging.

Der Kölner stellt an seiner Uhr rum, legt den Kopf auf die Tischplatte. Das rasselnde Feilen der Uhr klingt neben dem Licht. Der Berliner greift die Uhr, betrachtet sie: „Deine berühmte Uhr! – Ein feines Ding.“

Der Kölner hebt sofort den Kopf, entreißt sie ihm: „Laß meine Uhr in Ruhe!“

Frech lächelt der Berliner.

Kleinlaut spricht der Kölner: „Du, zehn Jahre, immer nach Feierabend, habe ich daran gebastelt und gesonnen. Meine